



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erinnerungen aus dem Missionsleben.

waren. Hier hatten wir vollends nach allen Himmelsrichtungen hin eine unermeßliche Aussicht. Nicht weit vom Fuße des Berges entfernt liegt rechter Hand, hart an der Grenze von Natal und Griqualand die englische Polizeistation Indawana, und von hier aus erstreckt sich ein endloses Gewoge von Höhen und Tälern und Berggruppen fort bis weit in die blauen Fernen der Kapkolonie hinein. Im Westen sahen wir die große, steilauflührende Fahrstraße nach Matatiele, nach welcher Richtung hin auch unsere Stationen M. Telgte, Hardenberg und Mariazell liegen. Es war wirklich eine genutzreiche Stunde, die wir hier auf dem Scheitel des Löwentopfes beim Anblick dieses nach allen Richtungen der Windrose sich ausdehnenden Hügels- und Tälermeeres genossen. Das herrliche Panorama, übergossen vom goldenen Sonnenlicht, in der Ferne in ätherisch-blauen Schleier eingehüllt, und obendrein verklärt durch den milden Hauch ungestörter Sonntagsruhe, wirkte so überwältigend auf unser Herz und Gemüt, daß wir unwillkürlich in den freudigen Lobgesang ausbrachen: „Te Deum laudamus“.

Großer Gott, wir loben dich,
Preisen deine Macht und Stärke,
Vor dir neigt die Erde sich
Und bewundert deine Werke.
Ehre, Lob und Preis sei dir,
Vater, von uns allen hier.

Und wir konnten nicht mehr schweigen, bis die letzte Strophe des herrlichen Liedes festlich ausgeklungen. Das Bewußtsein, daß seit der Schöpfung zum erstenmal auf dieser Bergeshöhe gesungen werde, gab uns einen Stimmwunderbare Kraft und Stärke.

Selbst die Hirtenknaben am nächsten Bergabhang blieben ob der nie gehörten Melodie verblüfft stehen, und es war uns, als sei auch von der nahen Polizeistation aus das „Lied des Berges“ auf uns, die seltenen Sänger, gerichtet, die da droben auf der höchsten Spitze des Löwentopfes händen und entblößten Hauptes Gott ein Loblied sangen.

Indessen mahnte uns die sinkende Sonne, von der majestätischen Höhe wieder in die Tiefen des Alltagslebens herabzusteigen. Wir taten es und kamen dabei, wie schon der Titel unserer Skizze besagt, mitten in den Klauen des Löwen.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus dem Missionsleben.

Von Schw. Antonie.

(Fortsetzung statt Schluß.)

M. Katschik. — Im Mutterhaus war jedoch meines Bleibens nicht lange. Schon im Juni 1882 wurde ich nach M. Katschik geschickt, das mir inzwischen zum zweiten lieben Heimat geworden ist.

Anfangs konnten wir jedoch unsere jetzige Katschiker Farm noch nicht beziehen, weshalb wir bei einem freundlichen Nachbarn mietweise eine provisorische Missionsstation errichtet hatten. Schwester Hummel hatte schon vor meiner Ankunft eine Mädchenkammer eröffnet, die wegen ihrer trefflichen Leistungen bereits stark überfüllt war.

Vielleicht kam manchem unserer langjährigen Freunde und Gönner, wenn er von unseren Neubauten liest oder hört, der Gedanke, es sei das ein überflüssiger Luxus und harmoniere wenig mit den Grundfäden der klösterlichen Armut, doch Welch' eine Wohlfahrt hier, unter der afrikanischen Sonne, solide und geräumige Wohnungen seien, lehrt nur die persönliche Erfahrung. In solchen Neubauten, wie wir sie anfangs hatten, ist



Die Aussteuer einer Kaffernbrant.

Alle diese, aus bunten Glasperlen mit viel Geschick und Farbensinn hergestellten Zieraten werden von der Braut selbst und ihren Freundinnen verfertigt.

auf die Dauer eine gesegnete Missionstätigkeit einfach unmöglich. Die kräftigste Gesundheit wird dabei in Bälde untergraben. Als Beispiel dafür diene unser anfängliches Katschik. Die Küche war so klein, daß man sich kaum darin umwenden konnte. Die Schwesternwohnung, d. h. das kleine, mit Wellblech gedeckte Zimmerchen, worin wir wohnten, aßen und schliefen, mußte unter Tags zugleich als Nähstube für die Kaffernmädchen dienen. Unsere Schule aber spottete vollends aller Beschreibung. Zwei winzig-kleine Fensterchen gaben gerade Licht genug, um einander sehen zu können. Wäre es nicht so grimmig kalt gewesen — denn in den Wintermonaten kann in Südafrika, zumal in den von der Küste etwas weiter entfernten Gegenden, eine Kälte von 8—10 Grad Reaumur herr-

sehen, die man aber hierzulande doppelt so stark fühlt, als in Deutschland — sonst hätten wir im Freien Schule gehalten. Doch daran war gar nicht zu denken. Mädchen waren schon gegen 40 da, und dazu meldeten sich immer noch neue, welche dringend um Aufnahme baten, die wir aber zu unserem Leidwesen auf später vertrösten mußten. Wenn ich am Morgen aufstand, mußte ich, da die Schule zugleich unser Schlafzimmer war, sehr vorsichtig sein, um nicht einem dieser kleinen auf den Kopf zu treten. Gewöhnlich hob ich einige ganz sachte auf und legte sie quer über die andern. Sie ließen sich das ruhig gefallen, ja, in der Regel schliefen sie so fest, daß sie darüber gar nicht erwachten. — Desgleichen war auch unsere Kapelle nur eine provisorisch errichtete Blechhütte, in der es unter Tags ebenso heiß, wie Nachts kalt war.

Unsere Hoffnung war die neue Station auf unserer eigenen Farm, woselbst unsere Brüder bereits mit der Herstellung der neuen Gebäulichkeiten beschäftigt waren. Am 2. August 1892 fand unter allgemeinem Jubel der Umzug dorthin statt. Doch auch hier sah es noch armselig genug aus, ja in manchen Stücken kamen wir buchstäblich aus dem Regen in die Traufe. Eine mit Blech gedeckte Lehnhütte, 16 Fuß lang und 16 Fuß breit, diente unsern 42 Kindern als Schul-, Ess- und Schlafzimmer. Jeden Abend wurde ausgeräumt: Bänke, Tisch und Schultafel mußten heraus, um Platz zu gewinnen für die nötigen Schlafstellen. Am Morgen zog man damit wieder aus, und Bänke, Tisch und Schultafel kamen wieder herein.

Einmal schien es uns nachts, als bewege sich etwas wie eine Schlange zwischen den Betten. Im Nu waren wir alle in der Höhe, allein da wir trotz allen Suchens nichts Gefährliches entdecken konnten, legten wir uns wieder nieder. Einige Tage später fand ich in der Schublade, die ich jeden Abend aus dem Tisch herausnahm und unter das Bett stellte, unter einem Heft, in einen dichten Knäuel zusammengerollt, — eine Schlange! Nun eilte schnell unsere wackere Angela herbei, tötete sie mit ein paar wohlgezielten Hieben und bestete sie zuletzt zum Schrecken aller andern mit einer Nadel an ihre Schürze. Ich aber dankte im stillen Gott, daß die Gefahr so glücklich vorüber gegangen war. Unsere Kapelle war noch ohne Dach, und da bei windigem Wetter die Kerzen auf dem Altare auslöschten, mußten wir öfters auf die hl. Messe verzichten. Das Schwesterzimmer hatte nur den nackten, ungestampften Boden. Unter dem Tische wuchs Gras, so daß wir von Zeit zu Zeit im eigenen Hause jäten mußten. Gleich in den ersten Tagen begannen wir mit dem Anlegen eines Gartens; allein, da wir im Winter gekommen waren, dauerte es 4—5 Monate, bis wir das erste Gemüse daraus holen konnten. Milch und Eier, Butter und Fett, sowie Gartengemüse jeglicher Art waren uns lange Zeit unbekannte Dinge. Unser Mittagessen bestand aus Erbsen und Bohnen, und am Abend hatten wir zur Abwechslung Bohnen und Erbsen. Sehr sparsam mußte man auch mit dem Brot umgehen, da die Frucht für's Mehl zu teuer war.

Einmal war unser P. Superior krank. Wir schickten ein größeres Mädchen fort, um irgendwo in der Nachbarschaft Milch zu holen, allein sie kam mit der leeren Flasche zurück. Selbst um Geld und gute Worte war nirgends ein Tropfen Milch zu haben. Man wird daher den Jubel begreifen, mit dem wir Ende Oktober die ersten Kühe bearbeiteten, die uns vom Mutterhaus gekauft worden waren.

Natürlich hatten von dieser allgemeinen Not auch unsere Schulkinder zu leiden. Ihre einzige Nahrung Morgens, Mittags und Abends bestand in Weizenbrot, hier Pallitsch genannt. Wenn wir ihnen nichts mehr zuzuwenden ein Stück Brot, oder einige Gartenfrüchte geben können; doch daran war nicht zu denken. (Schluß folgt.)

Zwei starke Knaben.

Der Vorbereitungsunterricht für die hl. Kommunion hat nunmehr wohl überall begonnen. Nebenbei geben sich alle, welche des hohen Glückes teilhaftig werden sollen, Mühe, gut sich vorzubereiten. Die Kinderschule müssen jetzt abgelegt, etwas Geisteserfnisse soll in jedes Kind kommen. Da seien ihnen denn heute einige Beispiele aus der Zeit der ersten christlichen Helden, aus der Zeit der Christenverkünger im römischen Reich vor Augen gestellt. In den ersten Tagen des Monats im Jahre 304 wurden in Rom wieder einige zwanzig Christen ergriffen, mit Fesseln aneinander gebunden, unter den unerbittlichsten Mißhandlungen der Wächter, sowie unter den Beschimpfungen und Steinwürfen des Pöbels durch die Straßen getrieben und dann in einen schauerlichen Kerker geworfen. Unter diesen befand sich auch der Praefectus, ein Knabe von 14 Jahren. Er war in Wien nach Rom gekommen, dort im Christentum unterrichtet und von dem hl. Papst Marcellinus selbst getauft worden. Als der Richter zu ihm sprach, er möge doch seines zarten Alters schonen, dem Kaiser gehorchen und den Göttern opfern, da bezeichnete sich der heldenmüthige Knabe mit dem hl. Kreuzzeichen und antwortete fest: „Ich bin ein Diener Christi. Ich will keine ich mit dem Munde, an ihm halte ich fest mit meinem ganzen Herzen, ihn bete ich unablässig an. Wenn ich auch in Deinen Augen ein Knabe bin, ich habe deshalb doch die Weisheit des Greifenalters, da ich nur einen Gott verehere. Deine Götter aber sind ihren Anbetern sind dem ewigen Verderben geweiht.“ Als er nach dieser Rede auf den Mund geschlagen wurde mit Ruten gereizt wurde, sagte er ruhig zu dem Richter: „Ich danke Dir, daß auch ich etwas von der Strafe leide, welche über meinen Heiland verhängt wurde.“ Ähnlich benahmen sich die Genossen des Praefectus. Der wütende Richter ließ sie sämtlich wieder ins Gefängnis zurückführen, um sie in den nächsten Tagen teils den wilden Tieren vorwerfen, teils es haupten zu lassen. Die Glaubenshelden ließen sich durch nichts in ihrem Mute wankend machen. Im Kerker bereiteten sie sich durch gemeinschaftliches Gebet und frommen Psalmengesang auf ihren letzten Kampf vor. Nur einen Wunsch hatten sie noch für den Rest des irdischen Lebens, nämlich sich durch den Gesang des hl. Abendmahles für das Martertum zu stärken, und schwere Sorge bereitete ihnen der Gedanke, daß es vielleicht den Vorstehern der Kirche unmöglich sein würde, ihnen diesen Trost zu verschaffen. Deshalb aber gedachten zu derselben Zeit mit innigster Teilnahme ihrer gefangenen und zum Tode verurteilten Mitbrüder. In jenen unterirdischen Gewölben, die man Katacomben nennt und die jetzt noch vorhanden sind, versammelten sie die Gläubigen um sich, vorrichteten das heilige Opfer, beteten für die neuen Märtyrer und beratschlagten, auf welche Weise am besten die hl. Wegzehrung in den Kerker gebracht werden